

Resümee

Zu Forschungsbeginn war ich über fast jeden nationalen Grenzübertritt überrascht. Ich war erstaunt, dass der Sohn wegen Asthmaproblemen zu den Großeltern in Slawonien und dass Kompott aus dem serbischen Garten als Heimatsymbol nach Nürnberg geschickt wird. Ich war irritiert, dass sich junge Männer für eine Woche an die Kriegsfront während der Balkankriege begeben hatten und schmunzelte gemeinsam mit Sanja Orbanic in Nürnberg, deren Verwandte aus der Republika Srpska sie lieber heute als morgen zur serbisch-orthodoxen Taufe schicken würden. Entsetzt war ich über Gräueltaten während der Balkankriege und erfreut nahm ich zur Kenntnis, dass Migranten der zweiten Generation der soziale Aufstieg mit einem Studium in Kroatien gelungen war. Ich nahm diese Verwunderungen dankend auf, weil ich auf der Spur der Transnationalisten zeigen wollte, dass der so selbstverständliche nationalstaatliche Bezugsrahmen an Bedeutung verloren und sich längst eine Transnationalisierung der Lebenswelten ergeben hatte. Doch mit dem Ausmaß der Verwunderung wuchs auch mein Unbehagen. Immer deutlicher zeigte sich bei mir und in dem rapide wachsenden Korpus transnationaler Studien, dass der Begriff ‚transnational‘, der mich anfangs auf die Fährte gesetzt hatte, zum eigentlichen Problem wurde. Zu einem Problem wurde er nicht bloß, weil immer mehr Phänomene als transnational zu bezeichnen waren – das hätte man als einen einfachen Anstieg der Kategorie werten können, sondern weil er an Differenzqualität verlor und eine Unterscheidung von zweifelhaftem Wert vorgaukelte.

Die Unterscheidung zwischen Nationalität und Transnationalität ist vor allem deshalb zweifelhaft, weil es sich um keine solitäre handelt. Vielmehr gilt sie Transnationalisten als kategoriale Anfangsentscheidung, und das zieht erhebliche Folgeentscheidungen nach sich. Die Lasten dieser Entscheidung sind bereits empiriesprachlich schnell zu spüren: So ist in der migranten Alltagswelt zu erkennen, dass die dort vorgefundene Welt im Großen und Ganzen gut funktioniert und zwar auch dann, wenn das zur Debatte stehende Phänomen sich den Kategorien Nationalität oder Transnationalität entzieht. Umso verwunderlicher ist es

dann zu sehen, mit welcher Vehemenz der Streit zwischen Assimilationisten und Transnationalisten geführt wird. Bei genauem Hinsehen wird man erkennen, dass hierfür mehrheitlich normativ-dezisionistische Positionen verantwortlich sind. Es wird weniger um die Begriffe an sich gerungen, sondern eher um ihre semantischen Höfe mit denen sie so untrennbar verbunden sind: Begriffe wie Einheit, Anpassung oder Wertekanon streiten mit Verflechtungszusammenhängen, Freiheit oder Vielfalt um die Deutungshoheit. Diese Streitfront ist in dieser Konstellation vielleicht in der politischen Auseinandersetzung wiederzufinden, nicht aber in allen Lebensbereichen. Man wird sogar konzedieren müssen, dass die eingangs genannten Phänomene nicht allein in Bezug auf die Erwartungen von Assimilations- und Integrationstheorien überraschen, sondern auch in Bezug auf die Aussagen der Transnationalisten: Migranten sprechen von Anpassungsleistungen, erzählen vom eigenen Willen zur Integration und von wichtigen Karriereetappen. Das bedeutet nichts weniger, als dass beide Seiten Unrecht haben – zumindest bei diesem zentralen Streitpunkt. Von etwaigen transnational organisierten Gemeinschaften oder transnationalen sozialen Räumen sind keine Grenzen auszumachen. Und wenn dies nicht der Fall ist, dann verbietet sich die Rede davon. Neue emergente Ordnungen des Sozialen sind ebenfalls nicht zu erkennen. Immer deutlicher wird, dass sowohl Assimilationisten als auch Transnationalisten Schwierigkeiten bei der Erfassung, Beschreibung und Erklärung von sogenannten transnationalen Phänomenen haben, weil sie mit ihren holistischen Bezugsrahmen, also Nationalgesellschaft einerseits oder transnationale soziale Räume und Gemeinschaften andererseits, die Vielfalt nicht beschreiben können.

Eine solche Situation ist eine Zeitlang gut zu ertragen, weil eingefahrene Forschungsperspektiven unter Druck geraten. Auch ist es löblich, sich Neugierde und Überraschungsbereitschaft als wissenschaftliche Tugenden beizubehalten und stets mit ein bisschen Verwunderung auf die Dinge und Deutungen zu reagieren. Doch die Lage wird zu einem Problem, wenn die Theorie permanent überrascht wird. Und das Problem der Dauerüberraschung ist ein Problem der verwendeten Begriffe oder genauer der getroffenen Unterscheidungen. Man verdeutlicht sich an dieser Stelle mit Gewinn, dass binäre Unterscheidungen immer ein eingeschlossenes ausgeschlossenes Drittes beinhalten, das den Antagonismus sprengt. Das eingeschlossene ausgeschlossene Dritte im ‚nationalen‘ Zeitalter war, als die Trennung zwischen Nationen verlief, gewiss das Transnationale und Hybride, das ausgeblendet, verschwiegen und missachtet wurde. Die Kategorie Transnationalität und ihre Derivate haben diesem Dritten Aufmerksamkeit geschenkt und es zurück in die Erinnerung geholt. Doch mit der Konjunktur der Vokabel verschwand das Bewusstsein ihres Dependenzcharakters. Auf einmal wurde nicht mehr auf etwas Ausgeschlossenes hingewiesen, sondern die Unterscheidung trennte plötzlich etwas anderes ab, weil sie sich selbst als neue Einheit präsentierte. Transnationalisten vergaßen nun, dass ‚Transnationalität‘ nur ein Label für Phänomene sein kann, die in einer bestimmten Ordnung irritieren, die aber zugleich in einer anderen Ordnung funktio-

nieren müssen, weil es sie sonst nicht so oft gäbe. Dieser Erkenntnis zum Trotz wurde die Welt aber als entweder aus geordneten Nationen oder aus multiplen transnationalen Verbindungen bestehend begriffen. Das ist gewiss überspitzt formuliert, doch letztendlich haben die Transnationalisten den Nationalstaat in einer unzulässigen Weise hypostasiert und dies obwohl doch ständig von imaginierten Gemeinschaften die Rede war. Weil der hypostasierte Nationalstaat zudem mit Gesellschaft gleichgesetzt wurde, ignorierte die Forschung auch die Erkenntnisse, die allgemeine Gesellschaftstheorien heute bieten. Wie man es dreht und wendet, binäre Unterscheidungen schließen stets ein ausgeschlossenes Drittes mit ein und man kann sagen, dass die Trennung zwischen Transnationalität und Nationalität es versäumt, den stets eingeschlossenen Beobachter zu bedenken. Hätten die Dichotomien ihn zentral berücksichtigt, so wäre ihnen aufgefallen, dass es die Beobachtungen sind, die die soziale Welt so und nicht anders entstehen lassen.

Diese Problematik wurde eingangs dieser Arbeit ausführlich diskutiert. Dabei wurde der Versuch unternommen, die kategorialen Startfehler zu entlarven, die zu solch unbefriedigenden Situationen führen. Es zeigte sich, dass solche Probleme keinesfalls auf die Migrationsforschung begrenzt sind, sondern dass auch Segregationsforschung, Sozialstrukturanalyse oder Globalisierungsforschung mit ähnlichen Problemen hadern. Weil Phänomene, die wenigstens *prima facie* als transnational zu bezeichnen sind, im Kontext von Migration aber bedeutsam sind und an Bedeutung gewinnen, gilt es aus der Scheinalternative Transnationalität vs. Assimilation herauszuspringen – zumindest, wenn man die Phänomene ertragreich erfassen möchte. Die falsch gestellte oder von Interessen geleitete Entscheidungsfrage, ob nun von Transnationalität oder von Assimilation zu sprechen sei, gilt es also hinter sich zu lassen. Die lebensweltlichen Horizonte von Migrantinnen und Migranten, aber auch von anderen Menschen, zeigen, dass diese Menschen diesen engführenden Rahmen ohnehin verlassen haben. Ihre Lebenswelten reichen über nationalterritoriale Horizonte hinaus und sie integrieren weit entfernt liegende Orte kontinuierlich in den eigenen Handlungs- und Erlebnishorizont.

Ein Ausweg aus den vielfach festgefahrenen Diskussionen bietet die Systemtheorie von Niklas Luhmann (1991 [1984]; 1998b), die grundsätzlich von Michael Bommes (1999) für die Migrationsforschung aufbereitet wurde. Sie setzt viele Entscheidungen anders als die gewöhnlichen Gesellschaftstheorien an und bricht auf diese Art und Weise radikal mit den eingefahrenen Beobachtungsperspektiven. Zugleich versteht sie es jedoch, die bestehenden Erkenntnisse und Wissensbestände auf den eigenen Theorierahmen zu beziehen, sodass anerkannte migrationswissenschaftliche Erkenntnisse gut berücksichtigt werden können. Die Systemtheorie macht die Migrationsforschung nicht grundsätzlich einfacher oder besser. Weil sie aber in dem politisch umkämpften, moralisch aufgeladenen und kulturell gedeuteten Spannungsfeld Migration die Wissenschaft dazu anhält zu beobachten, *wie* beobachtet wird und als Theorie der Beobachtung in sich selbst

vorkommt, weist sie der Wissenschaft einen Platz zu, der von anderen auch als solcher erkannt werden kann. In dieser Position verzichtet sie auf eine Präjudizierung von Grenzen und kann anschließend beobachten, welche Grenzziehungen in der Gesellschaft wie relevant werden.

Wenn bereits das Unternehmen Migrationsforschung aus einer systemtheoretischen Perspektive zu betreiben etwas ungewöhnlich ist, dann ist die Entscheidung für die Systemtheorie in der Geografie erst recht von einem hohen Maß an eigenständigen Entscheidungen geprägt. Zwar nimmt die Anzahl systemtheoretischer Arbeiten in der Geografie zu, doch systemtheoretisch ausgearbeitete Grundsatzpositionen für die Humangeografie sind allenfalls für Teilbereiche zu erkennen (z. B. Pott 2005). Auch diese Arbeit strebt eine solche Fundierung nicht an, behauptet aber, dass ihre Bedeutung über den Bereich der geografischen Migrationsforschung hinausweist und ein substanzielles Angebot für weitere geografische Forschungen macht. Einzelne Aspekte aus der Systemtheorie wurden ausführlich diskutiert und vor allem auf das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit bezogen. Dabei ist herauszuheben, dass das abstrakte Vokabular der Systemtheorie es erlaubt, den Begriff Transnationalität als Suchbegriff zu verwenden und zugleich zu erklären, dass der Begriff von einer kontingenten Weltordnung abhängt. Das alles hat nichts mit Beliebigkeit zu tun. Vielmehr kann so erklärt werden, warum bestimmte Phänomene überhaupt bemerkenswert werden. So wird etwa deutlich, dass es transnationalen Migrationen ähnliche Wanderungen schon immer gegeben hat, dass es aber der nationalen Weltordnung bedarf, um sie als solche zu identifizieren. Die eigentliche These der Transnationalisten, dass Migrationen heute wieder mit größeren oder wenigstens anderen Freiheitsgraden einhergehen, weil sich die sozialen Systeme und ihre Kopplungen untereinander verändern, kann und muss dann empirisch entschieden werden.

Größere Freiheitsgrade bedeuten für die sinnhaft operierenden sozialen und psychischen Systeme mehr Freiheit bei der Aktualisierung von Sinngeschehen. Und weil sich jedes Sinngeschehen in der Sozial-, Sach-, Zeit- und wohl auch Raumdimension festlegen muss, um als sinnhaft zu gelten, können auch empirische Kernthemen der Geografie mit der Systemtheorie behandelt werden. Raum gilt dabei allerdings nicht per se als Gegenstand der Geografie, sondern wird nur als sozial konstruiertes Sinngeschehen relevant. Die Systemtheorie verzichtet auf ein Präjudiz von Raumgrenzen. So ist es ihr möglich, die Bedeutung von Raumgrenzen ergebnisoffen empirisch zu untersuchen. Sie fragt dann, welchen Stellenwert räumliche Unterscheidungen für den Strukturaufbau der Gesellschaft haben. Diese theoretische Konstruktion beinhaltet, dass nicht mehr a priori entschieden werden kann, dass eine assimilative Handlung in Deutschland einer segmentativen Handlung in Kroatien gleichkommt. Eine Handlung oder die körperliche Anwesenheit einer Person an einem Ort kann also nicht mehr per se in ein dichotomes Verhältnis zu einem anderen Ort gesetzt werden. Das heißt nicht, dass die Raumdimension als Dimension von Sinngeschehen unwichtig geworden wäre. Im Gegenteil kann man sogar davon sprechen, dass die Angabe der Raumdi-

mension für transnationale Migrantinnen und Migranten eine besondere Herausforderung ist, weil sie sich abseits von eingefahrenen Deutungen befinden. Sie müssen Ortsangaben eventuell mit mehr Bedacht angeben, wenn ihre Biografie mit zwei oder mehr Orten verbunden ist, also gerade nicht auf einen Ort beschränkt werden kann. Aber immer wieder gilt: kein Präjudiz für bestimmte Grenzen innerhalb der Gesellschaft.

Die systemtheoretischen Reformulierungen zielen aber nicht allein auf den Raum ab, sondern umfassen zentrale Termini der Migrationsforschung: Assimilation wird als Anähnlichung oder noch präziser als komplementäre Kommunikation verstanden. Der heilsversprechende Begriff Integration wird als Reduktion von Freiheitsgraden verstanden und steht dem modernen Recht auf individuelle Entfaltung beinahe kategorial entgegen. Von Integration wird auf das Begriffspaar Inklusion|Exklusion umgestellt. Der Nationalstaat, um die Liste der wichtigsten Neuarrangements abzuschließen, gilt als segmentäre Differenzierung des Funktionssystems Politik, aber nicht als Synonym für Gesellschaft. Gesellschaft, oder immer auch Weltgesellschaft, ist als intern differenzierter Kommunikationszusammenhang zu verstehen.

Vor dem Hintergrund der systemtheoretischen Reformulierungen nahm die Arbeit ein breites Spektrum transnationaler Phänomene in den Blick. Sie zeigte, dass und wie sich diese Strukturen aus der alten ‚Gastarbeitermigration‘ zwischen Jugoslawien und Deutschland entwickelt haben. Dass in dieser Arbeit historische, erzieherische, politische, finanzielle, kriegserische, universitäre, gesundheitliche und andere transnationale Strukturen behandelt wurden, ergab sich aus dem Interesse an migranten Biografien. Es waren also die Migrantinnen und Migranten, die diese und andere Themen bei der Präsentation ihrer Biografien auswählten und als relevant darstellten. Die Breite der Themen oder die Vielfalt der Biografien ist jedoch kein Zufall, sondern von der Strukturentwicklung der sozialen Systeme abhängig. Für die Ergebnisdarstellung ergibt sich daraus die Aufgabe, sowohl den einzelnen Biografien gerecht zu werden als auch die allgemeinen Strukturen herauszuarbeiten. Den theoretischen Hintergrund dafür liefert abermals die Systemtheorie oder genauer die Theorie funktionaler Differenzierung. Lebensläufe oder Biografien werden im Spielraum zwischen Notwendigkeit und Unmöglichkeit platziert. Biografien sind somit als kontingent zu begreifen. Und die biografische Vielfalt steigt, weil in der modernen Gesellschaft zunehmend mehr Entscheidungen der einzelnen Person zufallen; Entscheidungen, die in der Determinationslücke funktionaler Differenzierung getroffen werden müssen. Von diesen Entscheidungen wiederum kann auf die Strukturen der Gesellschaft geschlossen werden. Im Hinblick auf die vielfachen Ressentiments, die der Systemtheorie entgegengebracht werden, ist hervorzuheben, dass Individuen wenigstens in dieser Arbeit nicht hinter den Systemen und der theoretischen Sprache verschwinden, sondern als eigentliche Protagonisten hervortreten. Diese Akzentverschiebung der systemtheoretischen Aufmerksamkeit ist zwar auch bei Luhmann angelegt, aber sein vorrangiges Interesse an Gesellschaftstheorie führte

bei ihm und anderen dazu, den Individuen weniger Aufmerksamkeit zu schenken.

Sowohl die theoretischen Strukturvorhersagen als auch die empirischen Beobachtungen deuten darauf hin, dass sich eine strikte territoriale Kopplung von unterschiedlichen Inklusionssituationen auflöst. Dieser grundlegende moderne Trend, der sich jüngst beschleunigt hat, führte im Fall der deutsch-post-jugoslawischen Migration nicht zu einem exceptionellen Ausmaß an Transnationalität. Aber Ruhe oder Unruhe machen für die Theorie keinen Unterschied. Der Entscheidungsraum zwischen Notwendigkeit und Unmöglichkeit hat sich deutlich vergrößert. Die migrante Perspektive interpretierend konnte gezeigt werden, dass sich die Bewegungsfreiheit in dem Maß steigerte, wie die einzelnen sozialen Systeme immer weniger integrieren, weil sie an nicht-systemrelevanten Aspekten immer weniger Interesse haben. So ist zum Beispiel eine formale Staatsbürgerschaft noch immer wichtig, doch als Inklusionsvoraussetzung in andere Systeme als das politische hat sie an Bedeutung verloren. Auch das Ende des autoritären jugoslawischen Staates bedeutete große Freiheitsgewinne, weil demokratische Staaten nicht mehr bedingungslos in das Leben ihrer Bürger eingreifen können. Eine andere Form der Freiheit ergab sich aus der Auflösung der Großfamilie. Noch in den 1960er und 1970er Jahren war der Hausbau im Herkunftsort mehrheitlich ein Teilprojekt in einem das Individuum übergreifenden Familienkollektiv. Die Familie ist zwar noch immer eine wichtige Ressource für den Einzelnen, doch selbst hier haben sich große Entscheidungsspielräume aufgetan. Die Auflösung der Großfamilie hat eine vergängliche Kernfamilie hervortreten lassen. Heute ist etwa ein Hausbau an der Adria für Migranten mehrheitlich ein Teilprojekt ihrer individuellen Lebensplanung. Und weil an vielen Küstenorten auch Ausländer Immobilien erwerben können, ist es selbst für Migranten aus Kroatien, die sich in Deutschland einbürgern ließen, möglich, dort zu investieren. Die hier präsentierten Biografien haben einen Bias zum Erfolg. Sie zeigen vor allem Migrantinnen und Migranten, denen es gelang die Chancen für sich zu nutzen. Ihre durch Migration entrückten Perspektiven sind nicht allein für Chancen sensibel, sondern auch für Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten, die sich aus bestimmten Grenzziehungen ergeben. Indem sie sich auf die Selbstbeschreibungen der einzelnen Funktionssysteme beziehen, und diese proklamieren gewöhnlich individuelle Gleichbehandlung, weisen sie darauf hin, dass und wie nationale Kategorien hier ungerecht wirken, so etwa, wenn ausländische Bildungsabschlüsse pauschal nicht anerkannt werden.

Neben vielen einzelnen Ergebnissen verdienen vor allem die transnationalen Migrationskarrieren von Migranten aus der sogenannten zweiten Generation Beachtung. Die für die Migrationsforschung überraschenden Ergebnisse zeigen, dass jungen Migrantinnen und Migranten der soziale Aufstieg gelang, indem sie Aktivitäten in Deutschland *und* in Kroatien miteinander kombinierten. Die sich ihnen bietenden Lerngelegenheiten und Inklusionschancen in Deutschland und in Kroatien, konnten sie zu ihrem Vorteil nutzen. Man kann sogar sagen, dass ihnen

nur durch ihre Aktivitäten hier *und* dort ein Aufstieg gelang, der ihnen an einem Ort verschlossen geblieben wäre. Der Erfolg gibt ihnen und ihrer transnationalen Lebensführung Recht, und ihr Erfolg zeigt zugleich, wie problematisch und schwer die Inklusion für andere Migranten bisweilen ist. Denn Lerngelegenheiten und Inklusionschancen sind Migranten allzu oft verschlossen.

Aus systemtheoretischer Perspektive haben die transnationalen Strukturen einen guten Teil ihres Überraschungsmomentes verloren. Die anfänglichen Verwunderungen, bei denen Wichtiges nicht von Unwichtigem getrennt werden konnte, bei denen nicht zu erkennen war, wann eine Arabeske eine wunderbare Geschichte ist und wann die Arabeske Grundlegendes aufgreift, sind verschwunden und für die Theorie zur Normalität geworden. Und das ist gewiss nicht das schlechteste Ergebnis wissenschaftlicher Forschungen.

